

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **IQ : Quartalsinfo für Uni und ETH Zürich**

Band (Jahr): **13 (2005)**

Heft 48

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

AZB 8028 Zürich



/ 5
Zentralbibliothek Zürich
z.Hd. Frau Dorothea Krüger
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

Quartalsinfo für Uni und ETH

DVD: Fassbinder

Eine Würdigung des Regisseurs, der heute 60 geworden wäre.
→Seite 2

NACHTLEBEN: Illegale Bars

Die Polizei und die Restkultur kämpfen um Zürichs Partymeile.
→Seite 3

BILDUNG: Vetterliwirtschaft

Bericht von der ESIB-Delegiertenversammlung in Norwegen.
→Seite 6

FACE TO FACE: Roger de Weck

Der Publizist über die Probleme der Informationsgesellschaft.
→Seite 7

GRABREDE ZUM HINSCHIEDEN DES VSU

Der VSU hat ausdemonstriert

Die Luft ist dünn geworden für politische Gruppierungen an der Universität Zürich. Nachdem im letzten Herbst die Unbestechlichen in den Dornröschenschlaf gefallen sind, ist beim VSU, der mit Abstand stärksten unipolitischen Kraft der letzten 25 Jahren, die Luft ganz draussen. Der Verband Studierender an der Universität Zürich wird zu Grabe getragen. Ein historischer Akt.

Von Andi Gredig

Das bildungspolitische Interesse der Studierenden der Uni Zürich ist verschwindend klein. Bologna hin, Bologna her. Das ist nichts Neues. Wer glaubt, Ende der 60er- oder Anfang der 80er-Jahre seien alle Studierenden gemeinsam Teil einer Jugendbewegung gewesen, erliegt nostalgisch-verklärten Bildern, die schlicht nicht der Realität entsprechen. Die studentische Politik war immer von kleinen Grüppchen oder sogar einzelnen Personen geprägt – die Bundesräte Blocher und Leuenberger gerieten sich schon Ende der 60er-Jahre im Grossen Studentenrat in die Haare. Es erstaunt deshalb wenig, dass immer wieder neue politische Vereine gegründet wurden (den heute noch existierenden Studententag haben wir erstgenanntem Bundesrat zu verdanken) und ebenso schnell wieder verschwanden.

Als bei den letzten Studierendenratswahlen im Dezember 2004 die Unbestechlichen (UB) nicht mehr antraten, war das vor diesem Hintergrund kein Weltuntergang. Obwohl, es handelte sich bei den UB, die erst 1998 als Gegengewicht zum klar links-orientierten Verband Studierender an der Universität Zürich (VSU) gegründet worden waren, nicht um ein politisches Leichtgewicht, immerhin hatten sie ein Jahr zuvor 8 der 67 vergebenen Sitze im Studierendenparlament erobert und bildeten hinter dem VSU die zweitgrösste Fraktion im StuRa. Aber studentische Politik war nun mal seit etlichen Jahren gleichbedeutend mit VSU-Politik.

Wenn nun aber der VSU seine letzten Atemzüge tut, so ist das nicht Zeichen des gewohnten Auf und Ab in der studentischen Politlandschaft, sondern ein Erdbeben, das Ende einer Epoche, der letzte Akt einer bewegten und spannenden Geschichte.

Wie Phönix aus der Asche

Wann genau die Geschichte des VSU beginnt, ist schwer zu sagen. Klar ist aber, dass sie eng mit dem Ende der «Studentenschaft der Universität Zürich» (SUZ) zusammenhängt. Die SUZ war eine Zwangskörperschaft. Das heisst, jede Studentin und jeder Student war durch Immatrikulation an der Uni Zürich automatisch Mitglied der Studierendenschaft und hatte einen Betrag von zwölf Franken pro Semester an diese zu entrichten. Dafür bot die SUZ Dienstleistungen an und vertrat die Studierenden gegenüber

der Uni und der Öffentlichkeit. Auch politisch und über Bildungsfragen hinaus. Das wiederum führte im März 1977 zur Auflösung der SUZ durch den Regierungsrat. Von der SUZ blieb nur der erweiterte grosse Studentenrat übrig.

Die linke Mehrheit der aktiven Studierenden gründete daraufhin am 15. Fe-

alle Studierenden zu vertreten. Wie konnte er das, wenn nur ein Viertel sich ihm anschloss?

«Für die Gründungsmitglieder des VSU war ein Student per Definition politisch. Wer dem VSU nicht beitrug, hatte das nicht begriffen. Seine Interessen wurden aber dennoch vertreten, schliesslich war das, was man für das Beste hielt, auch das Beste für ihn», erklärt René Zeyer, bis 1979 Germanistikstudent an der Uni Zürich. Zeyer war der letzte Präsident des Kleinen Studentenrates der SUZ und 1978 Redaktor beim «ZS». Heute ist Zeyer freischaffender Journa-



«Es dürfen nicht noch mehr Vorlesungen zu Grabe getragen werden», forderte der VSU 1993. Heute liegt er selbst im Sarg. (Bild: VSU-Archiv / Daniel Speich)

bruar einen privatrechtlichen Verein als Nachfolger der SUZ: den Verband Studierender an der Universität.

Wissen, was das Beste ist

Im Sommer 1979 waren beinahe 3200 Studierende Mitglied im VSU. Das entsprach zu dieser Zeit beinahe einem Viertel aller Studierenden. Der VSU hatte sich aber auf die Fahne geschrieben,

Die wilden 80er

Maximilian Jaeger, seit 1982 an der Universität Zürich tätig, heute als Leiter der Rektoratsdienste, erinnert sich spontan an einen Vorfall Mitte der 80er-Jahre. Ein Student aus Deutschland namens Thomas Herde hatte innerhalb eines halben Jahres die Führung im VSU übernommen. Der VSU ging dann in seinem Protest gegen die bildungspolitischen Vorgänge etwas weiter als die Erziehungsdirektion tolerieren wollte und so wurde Herde prompt verhaftet und von der Universität verwiesen. Als er die Legi abgeben musste, wurde er von rund dreihundert KommilitonInnen flankiert – das ganze Büro und der Gang waren völlig blockiert.

Der Tages-Anzeiger titelte im Februar 1984: «Studenten-Vertreter zogen aus Uni-Gremien aus». Der VSU, der damals im Erweiterten Grossen Studentenrat das absolute Mehr besass, boykottierte die Wahlen von Studierenden-Vertretern in universitäre und kantonale Gremien und forderte eine «echte» Mitbestimmung. Rektorin (!) Verena Meyer reagierte mit Verständnis und die seit der Auflösung der SUZ schwelende Diskussion um eine offizielle Vertretung der Studierenden erhielt neuen Auftrieb. Alle waren sich einig, dass eine neue SUZ notwendig sei. Bei der Umsetzung allerdings haperte es.

Mitgliederschwund in den 90ern

Immer wieder schaffte es der VSU, eine beachtliche Anzahl Studierende für Demonstrationen auf die Strasse zu bringen. In den 90er-Jahren waren dies beispielsweise eine unter dem Motto «Bildung für alle» (1993) und die LUX-Parade (1996). Zu der Zeit organisierte er zudem grosse Uni-Feste.

Der VSU war aber auch sehr mit sich selbst beschäftigt, wie Theodor Schmid, Anfang der 90er-Jahre VSU-Vorstandsmitglied, erzählt. Die Mitgliederzahlen gingen drastisch zurück. Als Schmid in den Vorstand kam, zählte der VSU gerade noch rund 500 Mitglieder, obwohl die Zahl der Studierenden rapide zunahm. Um mehr Legitimität als Vertretung aller Studierenden zu erhalten, arbeitete der VSU enger mit den Fachvereinen zusammen. Zudem versuchte er, den Erweiterten Grossen Studentenrat zu stärken. Das gelang, der Studentenrat gewann an Terrain, zwar nicht bei den Studierenden (die Wahlbeteiligung blieb konstant tief), aber immerhin als Ansprechpartner für Dritte. 1995 wurde der Erweiterte Grosse Studentenrat zum Studierendenrat (StuRa) und gab sich neue Satzungen.

Der Nachwuchs geht aus

Nachdem bis Mitte der 90er-Jahre noch eine bezahlte administrative Stelle auf

KOMMENTAR

Leere Sitze

Der VSU liegt im Sterbebett. Das mag den meisten Studierenden der Uni auf dem kürzesten Weg am Arsch vorbeirauschen. Hätten die Leute, die sich in den letzten 25 Jahren beim VSU engagiert haben, die Zeit für das Aufturnen von Ziegelsteinen verwendet, könnte man das Resultat sehen – von Genf aus. Haben sie aber nicht. Das, was sie erreicht haben, leuchtet nun mal nicht im Dunkeln. Man darf dennoch getrost davon ausgehen, dass alle, die an der Uni Zürich studieren, täglich davon betroffen sind.

Studentische Politik ist sicher weniger packend als ein gepflegter Porno, und sich für bildungspolitische Anliegen zu engagieren bringt einem weder die Million aufs Konto noch den begehrten Mann oder die schöne Frau ins Bett. Aber es ist Arbeit, die getan werden muss. Der Abgang des VSU hinterlässt ein Vakuum: Dreissig Sitze des Studierendenrats sind derzeit in seinen totenstarrten Händen und die neu gegründete KriPo wird das entstehende Loch nicht zu stopfen vermögen. Sie will es offenbar auch nicht, machen sich doch einige der wenigen KriPo-Mitglieder bereits über den StuRa lustig. Wenn nicht irgendjemand die Initiative ergreift, werden die StuRa-Wahlen im Winter nicht sehr spannungsgeladen – weil still – verlaufen. Zehn oder zwanzig Sitze im Parlament werden leer bleiben.

Die Stimme der Studierenden an der Uni wäre gerettet, wenn eine oder einer von 200 Studierenden sich auf das Abenteuer Bildungspolitik einlassen würde. Man braucht dazu keinen Rückwärtssalto mit doppelter Schraube zu machen. Man muss nicht einmal einen Verein gründen. Lediglich melden muss man sich. Bei der KriPo, beim StuRa oder – meinetwegen – beim iQ.

Andi Gredig

dem VSU-Büro vorhanden war, wurde es immer schwieriger, aktive Leute zu finden, die sich für die administrativen Teile der politischen Arbeit begeistern liessen ohne dafür bezahlt zu werden. Die VSU-Fraktion im StuRa entfernte sich zunehmend vom Vorstand des Vereins. Die Basis des VSU war schlicht inexistent. Im Sommer 2002 drohte der damalige Vorstand öffentlich mit der Auflösung des Vereins, wenn sich nicht Studierende fänden, die ihn weiterführen würden. Tatsächlich fanden sich fünf neue Vorstandsmitglieder und das Ende des VSU wurde vorerst abgewendet. Allerdings verstanden diese den VSU nicht



Wunderbare Jahre

Alles Schöne geht zu Ende, und diese iQ-Nummer widmet diesem Phänomen gleich einige Artikel: Zum einen dem Verband Studierender an der Uni Zürich (VSU), der nach über 25-jährigem Einsatz für die Interessen der Studierenden den Löffel abgibt. Aber nicht nur der VSU, auch die im Untergrund wuchernden Perlen des Zürcher Nachtlebens haben schwer – und nach zwei Razzien herrscht Besorgnis in der Szene. Für alle, die ihre wunderbaren Jahre bis ins hohe Alter künstlich am Leben erhalten möchten, gibt es Partys für Menschen über 25/28/30/35 – das iQ hat sich auf ihnen umgeschaut. Und auch meine wunderbaren Jahre auf den Redaktionen des Medienvereins gehen ihrem Ende entgegen – mit lautem Schiefen denke ich an bierlesige Planungssitzungen und humoristisch eingefärbte spätnächtliche Produktionssessions zurück. Wer diese Freuden nicht an sich vorbeiziehen lassen möchte, bewerbe sich doch bei der Redaktion um die Nachfolge – nur Mut!

Impressum

iQ-Quartalsinfo für die StudentInnen von Uni und ETH. Erscheint vierteljährlich, 12. Jahrgang, Auflage 32'000.

Ausgabe Nr. 48 vom 15. Juli 2005

Herausgeber: Medien Verein ZS (MVZS)
 Fachverein Geschichte, Fachverein Mathematik, Fachverein Medizin, Fachverein Politikwissenschaft (politto), Fachverein Psychologie (FAPS), Fachverein Theologie, Germanistinnen Fachschaft (GIFF), ROSA – Zeitschrift für Geschlechterforschung, Students.ch, Umwelt- und Forstfachverein ETH Zürich (ufv), Verband Schweizerischer StudentInnen (VSS), Vereinigung Akademischer Mittelbau der Universität Zürich (VAUZ), zart & heftig

Redaktion: iQ, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
 Telefon: 044/261 05 54
 E-Mail: iq@mvzs.unizh.ch
 Andi Gredig (andi@gredig.ch), Christian Hänggi (christian@haenggi.com) und Barbara Kunz

Verlag: Medienverein ZS, Zürich

Mitarbeit Text: Franca Arpagaus, Katja Baigger, Ulla Blume, Sarah Genner, Michael Koller, Jürg Mühlemann und Jan Strobel

Mitarbeit Bild: Katja Baigger, Tomas Besmer, Michael Koller und Lara Tischler

Korrektorat: Manuel Jakob, Jürg Mühlemann und Annette Müller

Druck: Repress, Zürich.

Geschäftsleitung:
 Steven Goodman
 Telefon: 044/261 05 54
 Di und Do: 12 - 15 Uhr
 E-Mail: admin@mvzs.unizh.ch

Inserate:
 Andi Gredig
 Telefon: 044/261 05 54
 Di und Do: 9 - 15 Uhr
 E-Mail: inserate@mvzs.unizh.ch

Nachdruck von Texten oder Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion gestattet. Ungefragt eingesandte Beiträge sind erwünscht. Ebenso LeserInnenbriefe, Tipps und Hinweise aus der Bevölkerung.

Fortsetzung von → Seite 1

mehr als Vertreter aller Studierenden und hatten kein Interesse daran, ein politisches Büro zu führen, wie Esther Brunner, eine der fünf erklärt. «Unsere politischen Ziele wollten wir durch konkrete Aktionen erreichen», sagt Brunner. Die Administration blieb liegen, nicht einmal die Post wurde mehr geöffnet. Letztlich wurde deutlich, dass der VSU ausgedient hatte. Mitte 2004 wurde er als aktive Organisation aufgelöst. Die wenigen Beteiligten waren sich aber gleichzeitig einig, dass die Existenz einer links-orientierten politischen Studierendenorganisation wichtig sei.

Nachfolger mit Startschwierigkeiten
 Der alte VSU-Vorstand und eine Handvoll Gleichgesinnter zerbrachen sich den Kopf darüber, wie eine allfällige Nachfolgeorganisation aussehen könnte. Es herrschte allgemeine Ratlosigkeit und der Gründungsprozess verlief im Sand. Im April 2005 tauchte schliesslich die Idee auf, ein Internetforum als Gerüst für die neue Organisation zu verwenden. Der Dialog sollte im Vordergrund stehen, jede Studentin und jeder Student sollte sich an den politischen Diskussionen beteiligen können. Die administrative Arbeit sollte auf das absolute Minimum beschränkt werden.

Unter dem Namen KriPo (Kritische Politik) riefen die Beteiligten am 1. Juni 2005 zu einer Gründungsversammlung auf. Trotz Hitzewelle kamen über 40 Studierende zu jener ersten Sitzung. Das war mehr als die InitiantInnen zu hoffen gewagt hatten. Die nach der Vorstellung der Idee stattfindende Diskussion verlief aber harzig. Die Anwesenden verlangten Inhalte, wo die OrganisatorInnen ein Gefäss anbieten wollten. Dennoch wurde die KriPo gegründet und drei Vorstandsmitglieder gewählt. Das vorgestellte For-



«Bildung für alle»: Demo vom Juli 1993. (Bild: VSU-Archiv / Lukas Unsel)

rum blieb danach weitgehend leer. An die zweite Sitzung vom 23. Juni kamen gerade noch 10 Leute.

Was wäre wenn?
 Zurück zum Start. Die studentische Politik war nie breitenwirksam, sie war immer geprägt von kleinen Grüppchen oder sogar einzelnen Personen. Dass sich aber auch diese kleinen Grüppchen nicht mehr finden lassen, zumindest nicht jene, die eine ständige politische Arbeit inklu-

sive des unattraktiven administrativen Teils betreiben wollen, ist neu.

Wie wären die Studienbedingungen heute, wenn der VSU in den letzten 25 Jahren nicht für die Interessierten der Studierenden gekämpft hätte? Und: Wie wird das Studium in 25 Jahren aussehen, jetzt da es den VSU nicht mehr gibt?

Weitere Infos:
www.stura.unizh.ch
www.kripo.kaffeehaus.ch

ShortNews

Babs geht

Unsere geschätzte Redaktörin Barbara Kunz verlässt uns mit dieser Ausgabe nach über einem Jahr kompetenten und zuverlässigen Engagements. Ihr solides journalistisches Handwerk wird weiterhin dem «Tagblatt der Stadt Zürich» und der «Fabrik Zeitung» zugute kommen. Wir bedauern ihren Entscheid, wissen aber, dass sie uns nach wie vor in der einen oder anderen Form unterstützen wird.

«ZS» weg

Im Anschluss an die – freilich fiktive – Fotostory im letzten «iQ» über das Verschwinden einer ganzen Auflage der «Zürcher Studentin», förderten wir Erstaunliches zutage: Gemäss eines Tages-Anzeiger-Artikels vom 3. Dezember 1988 verschwanden einst tatsächlich über 5000 Exemplare der damaligen «Zürcher Studentin».

Leserbrief da

Wir haben einen LeserInnenbrief bekommen (Halleluja!):

*Liebe Leute vom iQ!
 Eigentlich habe ich keinen spezifischen Beweggrund für dieses Mail. Wollte euch nur mal mitteilen, dass eure Studienzeitung eine super Lektüre bietet. Interessante Themen und eine hochstehende Schreibweise; man genießt und reißt sich ob journalistischen Gehversuchen anderer Blätter die Augen.* Andreas Leimbacher

Dankeschön!

DVD & Video

«Wer liebt, ist ans Kreuz geschlagen»

«Er rannte um sein Leben, weil er sein Lebensziel erreichen wollte, und er rannte sich zu Tode» – so beschrieb der Journalist Peter Jansen das Drama von Rainer Werner Fassbinder, dieses kranke Genie des deutschen Films, das diesen Mai 60 Jahre alt geworden wäre. Fassbinder – der Besessene: Als er 1982 mit 37 in München an einer Überdosis starb, hatte er über vierzig Filme abgedreht. Sein Arbeitstempo war atemberaubend. Pausenlos rauchend arbeitete er unentwegt, kokete sich ins Delirium und ging dabei auch über Leichen. Manche seiner Lebenspartner und Gefährtinnen haben unter ihm bis zum Selbstmord gelitten. «Wer liebt, ist ans Kreuz geschlagen», war Fassbinder überzeugt. Liebe und Tod sind denn auch die zentralen Themen seiner Filme. Heute widmen sich ihm Ausstellungen und Retrospektiven von Paris bis Berlin, und wer in abgehobenen Filmdiskussionen «Fassbinder» in die Runde wirft, hat definitiv gepunktet. Deshalb hier eine kleine Auswahl fürs nächste Mal.



in Bruno einen neuen Freund gefunden zu haben und bietet ihm Johanna an... Fassbinder sagte über «Liebe ist kälter als der Tod»: «Dies ist ein Film gegen Gefühle, weil ich glaube, dass alle Gefühle missbrauchbar sind und auch tatsächlich missbraucht werden.» Franz (von Fassbinder selbst gespielt), Johanna und Bruno suchen alle nach Liebe, sind aber unfähig, ihre Gefühle auszudrücken. Deshalb imitieren sie Rollen aus Gangsterfilmen. Bruno beispielsweise ist eine Hommage an Alain Delon in Jean-Pierre Melvilles Meisterwerk «Der eiskalte Engel» (1967). «Liebe ist kälter als der Tod» ist Fassbinders Erstling. Die Inszenierung wirkt streckenweise seltsam steif und die Einstellungen sind viel zu lang. Hier lassen sich noch am deutlichsten die Wurzeln von Fassbinders Ausdruck finden,

Liebe ist kälter als der Tod (1969) – Fassbinders Erstling

Franz, ein armseliger Zuhälter aus der Münchner Vorstadt, schickt seine Freundin Johanna auf den Strich. Weil

die ihren Ursprung in der wilden Truppe seines «antitheaters» in München haben. Fassbinder schrieb und inszenierte dort Bühnenstücke und war gleichzeitig Wortführer dieser 68er-Kommune.

Die Ehe der Maria Braun (1979) – Aus einem Deutschland nach Auschwitz

Deutschland 1943: Einen Tag nach der Hochzeit muss Hermann Braun an die Front. Seine Frau Maria bleibt allein bei ihrer verwitweten Mutter zurück. Zwei Jahre später ist der Krieg zu Ende und Deutschland am Boden. Hermann Braun gilt als verschollen. Maria schlägt sich als Bardame durch und lässt sich auf ein Verhältnis mit dem amerikanischen GI Bill ein, der sich in Maria verliebt und sie grosszügig mit Nylonstrümpfen und Zigaretten eindeckt. Da kehrt plötzlich der vermeintlich tote Hermann Braun zurück. Maria erschlägt Bill mit einer Flasche. Aus Liebe nimmt Hermann die



Tat auf sich und verbüsst eine Haftstrafe. Währenddessen lernt Maria den Industriellen Karl Oswald kennen. Oswald ist unheilbar krank und stellt Maria eine grosszügige Erbschaft in Aussicht und die Möglichkeit, am Wirtschaftswunder

teilzunehmen... «Die Ehe der Maria Braun» gehört zusammen mit «Lola» und «Die Sehnsucht der Veronika Voss» zu einer Trilogie Fassbinders, die sich mit der deutschen Nachkriegsgesellschaft auseinandersetzt: Während die junge Bundesrepublik Karriere macht und das wirtschaftliche Leben zu blühen beginnt, verlaufen die privaten Biographien katastrophal. «Die Ehe der Maria Braun» gilt als der ultimative Film der Generation nach Auschwitz.

Querelle (1982) – «Each man kills the thing he loves»

Homosexualität, Diebstahl und Verrat – das sind die Themen dieses letzten Fassbinder-Films. Der junge Matrose Querelle ist im Hafen von Brest eingelaufen. Er geht in das Bordell «Féria», um einen Opium-Deal abzuwickeln. Schnell wird er mit dem Bordellwirt Nono handelseinig. Den Stoff schmuggelt Querelle mit Hilfe seines Kameraden Vic an Land. Nach der gegückten Aktion bringt Querelle den Komplizen kaltblütig um. Das Opium übergibt er Nono. Nach einem verlorenen Würfelspiel verpflichtet sich Querelle, es mit Nono zu treiben. Tatsächlich verfallen alle, die sich in dieser dunklen, verbrochenen Hafenwelt bewegen, der lasziven Schönheit Querelles... Das Drehbuch zu «Querelle» basiert auf dem gleichnamigen Skandalroman von Jean Genet. In keinem seiner Filme hat Fassbinder sein Idealbild vom Mann in so geballter Ladung nebeneinander gesetzt. In einer mit Phallussymbolen gespickten Studiowelt gedreht, lebte Fassbinder hier vor allem seine eigene schwule Obsession aus. «Querelle» wurde gleichzeitig sein – ungewollter – Abschiedsfilmbild: Noch während der Arbeiten am Schnitt starb Fassbinder in seiner Münchner Wohnung an einer Überdosis Schlaftabletten.

ILLEGALE BARS

Polizeistunde vor Mitternacht

Zweimal schritt die Polizei ein, um die bunt gescheckten schwarzen Schafe des Zürcher Nachtlebens in ihre Schranken zu weisen. Und obwohl sich illegale Bars nicht über mangelndes Publikum beklagen können, drohen die «Keimzellen des urbanen Lebens» auszusterben. Von Jürg Mühlemann und Barbara Kunz

Der Gitarrist sass auf dem Klo in der Boshbar, da rüttelte es an der Tür. «Ich bin am Scheissen!», brüllte er. «Polizei!», brüllte es zurück. «Ist mir scheissegal, ob da die Polizei ist, ich will fertig scheissen!». Das gelang ihm zwar, mehr aber nicht. Denn an diesem Abend des 9. Mai rüsteten sich nicht nur die «Circle Brothers» für ihren Auftritt, sondern auch die Polizei. Und auf das Kommando der Zivilpolizisten, die sich vorher von den illegalen Zuständen überzeugt hatten, machten sich mindestens vier mit Polizeigenadien gefüllte Kastenwagen auf, das schwarze Schaf aus der Partymeile an der Geroldstrasse zu jagen.

Um 23:20 beschlagnahmten die Beamten die Kasse mit dem Eintrittsgeld, trieben die rund 100 Gäste im hinteren Teil des Raumes zusammen und filzten sie einzeln. Drogen fanden sie kaum, doch was die Zivilpolizisten und die rund 15 Uniformierten vorfanden, erfüllte bereits diverse Straftatbestände: illegale Umnutzung eines Gewerberaumes, Verstoß gegen das Gastgewerbegesetz und Nichteinhaltung von feuerpolizeilichen Vorschriften.

Der Einsatz der Polizei überraschte, traf man sich doch seit über vier Jahren jeden Montag in der Boshbar zu kulturellen Erlebnissen und zum Tratschen, Trinken und Tischfussball spielen. Was als Velokurier-Bar mit Selbstbedienungs-Bier-Kühlschrank begonnen hatte, war zur monatlichen Institution für jeweils bis zu 150 NachtschwärmerInnen geworden.

Alkohol und Gummischrot

Das war das Ende der Boshbar, und die FreundInnen inoffizieller Treffpunkte waren entsetzt. Jahrelang hatten keine Razzien mehr stattgefunden, und die Vorsicht der BarbetreiberInnen schien lediglich noch Folklore vergangener Tage.

Aus Angst vor weiteren Polizeiaktionen wurde eine für den Freitag derselben Woche angesetzte Party von einem illegalen Lokal in das besetzte Haus an der Kalkbreite verschoben, doch an selbem Freitagabend wartete bereits der nächste Schocker: Wenige Häuser weiter, an der Elisabethenstrasse, war in einem Keller eine illegale Party in Gang, und auch hier standen plötzlich zehn Polizisten im Raum und setzten dem strafbaren Treiben ein Ende.

Da, wie es an einem Freitagabend vorkommen kann, bereits reichlich Alkohol geflossen war und jemand, davon beflügelt, die Idee hatte, die Reifen der Polizeiautos mit einem Sackmesser zu entlüften, war Ärger vorprogrammiert. Der Pneuenschlitzer wurde festgenommen, die Umstehenden begannen mit der Polizei zu diskutieren. Die (meist jungen) Polizisten wurden angesichts der Überzahl der PartybesucherInnen nervöser und nervöser, griffen schliesslich zu ihren Gummischrotgewehren und schossen laut einer Augenzeugin aus nächster Nähe auf die Umstehenden. Vorschriftsgemäss müssten es mindestens 20 Meter sein, was allerdings bei Notwehr oder Notwehrhilfe schon einmal unterschritten werden kann – das, obwohl die Folgen davon, beispielsweise bei Augenverletzungen, lebenslang sein können.

Langeweile bei der Polizei?

Über die Gründe für das Eingreifen der Polizei wird seither spekuliert. Für Herrn Ofner von der Abteilung für Gewerbedelikte der Stadtpolizei ist klar: Sobald sie etwas von einer illegalen Bar wissen, greifen sie ein. Dass es bei der Boshbar so lange gedauert hat, führt er darauf zurück, dass die Wirtschaftspolizei am Montag bisher selten auf Streife ging und deswegen erst durch Lärmklagen auf den Ort aufmerksam wurde.



Die Zürcher Polizei rückt illegalen Bars auf den Pelz: Razzia in der Boshbar.

(Bild: zVg)

Thomas Stahel, der sich als Veranstalter des «stadt.labors» mit der kulturellen und politischen Entwicklung Zürichs beschäftigt, sieht das anders: «Die Schwelle, einzugreifen, ist eindeutig gesunken. Früher tolerierte die Polizei inoffizielle Lokale, wenn sie nur einmal in der Woche offen hatten und kein kommerzielles Interesse vorlag, und schritt nur bei extremem Lärm ein.» Die Gründe dafür? «Einerseits glaube ich, dass man sich in Zürich wieder vermehrt nach den biedereren, langweiligen Zuständen sehnt, wie sie vor 1968 oder 1980 herrschten, andererseits arbeiten neuerdings vielleicht auch die Wirtschafts- und die

Streifenpolizei besser zusammen.»

Gian*, der selbst illegale Konzerte veranstaltet und als Musiker an solchen Orten auftritt, versteht nicht, warum gerade jetzt andere Saiten aufgezogen werden. «Im Moment läuft ja eigentlich alles ruhig. Die VeranstalterInnen illegaler Partys stellen sogar selber Schilder auf, man solle nicht alles mit Velos zustellen und draussen leise sein. Ausserdem ist es eine Unart, dass der Druck gegen solche Orte gerade von der Stadt erhöht wird, die sich in den letzten Jahren damit geschmückt hat, dass Zürich so jung, ausgehrend, bunt und wild ist. Aber sobald sich diese Wildheit manifestiert,

wird ihr der Deckel aufgedrückt.»

Eine andere These hat Kurt*, ein anderer Organisator eines illegalen Treffpunkts: «Die Polizei ist seit dem Verschwinden der offenen Drogenszene einfach nicht mehr ausgelastet und deshalb in der Öffentlichkeit momentan sehr präsent und stürzt sich auf VelofahrerInnen, Jugendliche, illegale Bars und jeden, der einen Ghettoblaster in den Garten stellt.» Er könnte zumindest theoretisch Recht haben. Seit 2002 hat die Polizei ihre Bestände auf 1560 ausgebaut, bis 2007 will sie den Soll-Bestand von 1850 erreicht haben.

→ Fortsetzung Seite 4

INTERVIEW MIT FRANK BLASS

«Töggelen mit Manu Chao»

Frank Blass, 42, lebt in Zürich und Basel. Er hat sich in den Achtzigerjahren aktiv im Untergrund bewegt, für drs3 und andere Medien über Konzerte und Musik berichtet und diverse Reisen nach Lateinamerika genossen. Heute arbeitet er für STA Travel und Fischer Liegenschaften.

Frank, du hast die 80er-Jahre in Zürich erlebt. Wie war das damals mit den illegalen Bars? Wann fing das in Zürich an?

Schon lange her, meine Erinnerungen sind schwammig. Anfangs 80er-Jahre,

1981 oder 1982, eröffnete Jeton* die erste illegale Bar in Zürich. In seinem Schlafzimmer an der Sihlhallenstrasse servierte er auserlesene Alkoholika. Den Tresen hatte er aus einem alten Bett gebastelt. Platz hatten dort höchstens zehn Nasen. Ein Wirtepatent konnte er damals natürlich vergessen. Jeton hatte einfach Spass am Mixen und am Saufen mit Stil. Es ging auch darum, etablierte Bars zu kopieren.

Danach kam die Grosse Zeit des Club im dritten Stock der roten Fabrik, immer samstags ab Mitternacht. Dort gabs auch kleinere Konzerte, zum Beispiel von

Stephan Eicher. Der war aber gar nicht beliebt bei uns. Nachher kam die legendäre Drohhalle im zweiten Stock, wo ein selbstherrlicher Türsteher die ankommenden Leute durch ein Fensterchen musterte, bevor er sie reinliess oder abwies. Das war damals neu und unbekannt in Zürich, insbesondere in der alternativen Szene. Vorne war eine lange Bar und im hinteren, recht grossen Raum gabs Disco und Konzerte. Einmal brach Feuer aus, und der DJ spielte ganz cool «Burning down the house» von den Talking Heads.

Bekannt war auch die illegale Bar hinter dem Kino Roland. «Tschingg» oder «Cinq» oder ähnlich hiess die. Das «Störtebekker» an der Zweierstrasse gehörte ebenfalls zu den ersten und legendären illegalen Treffpunkten. Weitere gabs bei der Schmiede Wiedikon, in einem besetzten Haus an der Bäckerstrasse, in einem Keller beim Stadelhofen und am Stauffacher, wo Züri West eines ihrer frühen Konzerte gab. In der Milchbar gabs auch geile Konzerte. In einer Bar im Seefeld wurden für fünf Stutz kopfgeschüttelte Tequilas angeboten. Du musstest dich auf einen alten Coiffeurstuhl setzen, Kopf nach hinten, Mund auf. Erst wurde dir Tequila reingeschüttet, dann Champagner. Nun schüttelte dir der Barkeeper den Kopf kräftig durch, so dass der Mix zu schäumen begann und von

allein die Kehle runterrann.

Meistens hatten die Bars nur einen Abend pro Woche offen. Man traf sich also am einen Tag in der einen Bar und tags darauf in der anderen.

Ab wann gings bergab mit den illegalen Bars?

Ich erinnere mich nur noch ungenau, habe irgendwann auch den Überblick verloren. Es gab eine Zeit, in der die Betreiber von illegalen Bars und Clubs ihre Locations in legale Betriebe umwandelten oder in solchen als Barkeeper zu jobben angingen. Für das Scheitern illegaler Bars waren aber auch Probleme mit Nachbarn (Lärm, Rumpissen etc.) oder interne Streitigkeiten verantwortlich.

Hast du der Blütezeit der illegalen Bars je nachgetrauert?

Eigentlich nicht. Wenn eine zuzug, ging auch gleich eine nächste auf. Mit der Zeit gabs ja dann auch legale Orte, die länger offen hatten.

Hast du je eine Razzia miterlebt an einem solchen Ort?

Ja, einmal im Seefeld, aber da ging es um eine Bar in einem besetzten Haus, das geräumt werden sollte. Ansonsten kann ich mich nicht erinnern, einmal Polizei gesehen zu haben.

Wie hoch würdest du den Stellenwert der illegalen Bars in Bezug auf Kulturvermittlung und -förderung einschätzen?

Im Vordergrund stand die Möglichkeit, Leute zu treffen, zu schwatzen, sich auszutauschen über kommende Partys und günstig zu saufen ohne Polizeistunde. Natürlich gabs geile Konzerte, die so an anderen Orten nicht möglich gewesen wären. Du gingst in eine Bar und da spielte eine Band. Wenn du Glück hattest, gefiel sie dir. Aber es war schon eher ein Treffpunkt. War natürlich schon geil, gegen Manu Chao im Keller an der Konradstrasse zu töggelen, und wenn die doofe italienische Band Manu und Kollegen erlaubt hätte, ihre Instrumente zu benutzen, dann wären wir noch in den Genuss eines Manu-Chao-Konzerts gekommen. In diesem Keller stank es übrigens monatelang, weil da mal eine Leiche im Keller gelegen hatte.

Hatte das Verkehren in diesen Lokalen einen Einfluss auf deine Weltanschauung und deinen Kunstverstand?

Klar hat das die Weltanschauung und den Kunstverstand geprägt. Man war halt ausserhalb der Gesellschaft und des Kommerz. In einer eigenen Welt. Kunst aller Art ist in den Löchern entstanden. Die Escher-Wyss-Platz-Unterführung war legendär.

Einige Künstler, die sich damals in illegalen Bars rumtrieben, habens ja auch finanziell und anerkenntnis-mässig geschafft, zum Beispiel Thomas Ott, Chrigel Farnet, Mark Divo, Stephan Eicher, Beat Schlatter und The Bucks.

* Name von der Redaktion geändert



Feiert auch im Stadion gern: Frank Blass.

(Bild: zVg)

→ Fortsetzung von Seite 3

Dabei besteht der Hauptbedarf bei der Uniformpolizei, um den vielen Anrufen und dem lauter werdenden Ruf nach Polizeipräsenz nachzukommen, wie Polizeisprecherin Nicole Fix erklärt.

Denunziationen und Solidaritätswellen
Für die BetreiberInnen der Boschbar stellt sich hingegen eine andere Frage. Einer der Betreiber erklärt: «Die Polizei hat uns gesagt, sie habe in letzter Zeit unangenehme Anrufe erhalten, die sie zum Eingreifen gedrängt hätten.» Vielleicht kamen diese von den wenigen Nachbarn jenseits des Viadukts, es gibt aber auch Spekulationen darüber, dass sie von den

seits beschlossen, wegen der angedrohten Konsequenzen auf weitere Veranstaltungen im Lokal an der Geroldstrasse zu verzichten. Ihre Stammgäste lassen sie deswegen aber nicht auf dem Trockenen sitzen.

Wenige Tage nach der Verbannung wurde die Reihe «Bosch im Exil» lanciert, so dass die Subkultur bereits eine Woche nach dem unerfreulichen Besuch in einem legalen Lokal wieder gedeihen konnte. Seither sind dank ungebrochener Lust am Bewirten von Gästen sieben Partys und Konzerte über fremde Bühnen gegangen. Auch im Lokal an der Elisabethenstrasse findet in Zukunft kein öffentlicher Anlass mehr statt, und ein wei-

sondheitlichen, patentrechtlichen und feuerpolizeilichen Vorschriften genügen.

Diese machen teilweise Sinn, schliesslich schwebt einem das grausige Bild von Discobranden vor Augen. Aber manche dienen wohl eher den Interessen des Baugewerbes. So muss man bereits für ein Vereinslokal getrennte Männer- und Frauentoiletten bauen, die zudem durch zwei Türen vom Gastraum getrennt sein müssen. Wegen solchen Bestimmungen sind für legale Wirten meistens bauliche Anpassungen erforderlich, und die gehen schnell ins Geld. Eine Bar, die einmal pro Woche öffnet, kann sich solche Ausgaben kaum leisten. So basiert dann auch der Erfolg der illegalen Veranstaltungen

einmal Experimental-Noise, Montagsmaler oder ein Abend mit den schlimmsten Stücken aus der eigenen CD-Sammlung sein.

Auch in der Stadtentwicklung können illegale Bars eine Funktion übernehmen: «Jüngste Entwicklungen im Städtebau haben gezeigt, dass kulturelle Nischen, zu denen illegale Bars gehören, Keimzellen des urbanen Lebens sind. Beispiel dafür ist die Stadt Berlin, wo diese Nutzungen in den letzten Jahren aktiv mitgeholfen haben, städtebauliche Branchen, beziehungsweise unterbenutzte Stadtteile wieder zu beleben», erklärt dazu Gabriela Barman-Krämer, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Städtebau an der ETH. «In diesem Sinne haben die illegalen Bars sicher auch zur so genannten Aufwertung der Kreise 4 und 5 beigetragen.

Grosser Hype, schwindende Räume

Die Geschichte der illegalen Bars in Zürich reicht vermutlich bis in die 60er-Jahre zurück, als man in WGs begann, halböffentliche Feste und Konzerte zu organisieren. Ein Bild davon, wie es in den 80er-Jahren in zweckentfremdeten Kellern und Schlafzimmern zu und herging, gibt das Interview mit Frank Blass auf Seite 3. Die Zahl der illegalen Bars ist seit der Revision des Gastgewerbesgesetzes zurückgegangen, und für viele geschlossene Orte sind keine neuen mehr entstanden. Wobei: Den Überblick darüber zu haben, was im Verborgenen so wuchert, wird sich kaum jemand anmassen.

Das Angebot an legalen Bars, wo man sich bis 2 Uhr oder länger vergnügen und betrinken kann, ist inzwischen aber so gross, dass der Anreiz, selbst die ganze Nacht hinter dem Tresen zu stehen, kleiner geworden ist. Grösser geworden ist hingegen das Bedürfnis nach unkommerziellen und darum auch kreativen und authentischen Orten mit günstigen Eintritts- und Getränkepreisen. Die Menschenströme verteilen sich auf immer weniger Orte, die Szenen vermischen sich zunehmend. So kommt es heutzutage vor, dass sich in der Schlange vor einem Kultursquat PrimarlehrerInnen aus der Ostschweiz und per Auto aus Deutschland angereiste PartybesucherInnen begegnen. Diese Entwicklung führt bisweilen dazu, dass manchen MacherInnen illegaler Bars langsam die Lust vergeht. Kurt dazu: «Früher hat man et-

was für sich und seine Freunde veranstaltet. Heute kommen Leute, die dich für dein billiges Bier auslachen und dir Trinkgeld geben wollen, das du gar nicht willst. Die interessieren sich gar nicht für deine Bar, sondern nur für die billigen Drinks, und das scheisst schon an.»

Der Hype hat auch damit zu tun, dass illegale Bars immer noch den Ruf des Exklusiven und Verruchten genießen. Dieser lockt dank den durchs Internet leicht zugänglichen Infos auch Menschen in illegale Bars, die sich des Engagements, das hinter diesen Orten steckt, kaum bewusst sind. So gab es in Zürich auch schon Beispiele, wo sich völlig legale Partys als illegal bezeichneten. Und der Edelklub «Säulenhalle» kokettiert mit «Razzia-Parties» mit der Illegalität. So oder so haben besetzte Häuser und illegale Partys stets einen kreativen Input ins kulturelle Leben der Stadt geleistet, indem sie die Geburtshäuser neuer Musikstile, Bands und Veranstaltungen waren, die später den Weg in den Mainstream fanden. So sucht beispielsweise auch die Dachkantine immer wieder Anleihen bei der Szene, übernimmt deren Konzepte oder lädt deren DJs und VeranstalterInnen ein. Und die Boschbar ist mittlerweile so etwas wie ein Label geworden, das auch im Exil in legalen Clubs BesucherInnen anzieht.

Trotzdem scheint es immer weniger illegale Bars zu geben, und gäbe es nicht die überaus aktiven Kultursquats, herrsche in Zürich bereits jetzt eine relative kulturelle Einöde. Denn wenn eine illegale Bar nur eine von zwanzig Optionen ist, den Abend zu verbringen, besteht geringer Anlass, sich zu engagieren. Dabei gibt es durchaus Gründe, die Mühe auf sich zu nehmen: Neben der Möglichkeit, den eigenen Coolness-Faktor zu steigern, kann man sich auch kulturell selbstverwirklichen und viele bunte Abende hinter dem eigenen Tresen verbringen. Geschieht dabei kein Unglück, beträgt die Busse im Falle von ungebetenen Gästen in Uniform schätzungsweise maximal 1500 Franken – ein Betrag, der sich aus den Bierverkäufen in mittlerer Frist beiseite legen lässt. Und nimmt man als BesucherIn das wegen fehlender Fluchtweg bestehende Sicherheitsrisiko in Kauf, drohen keine rechtlichen Konsequenzen, sofern man sein Strafregister bis dahin sauber gehalten hat.

* Name von der Redaktion geändert



Nette Menschen, Töggelkasten, Musik und billiges Bier: Ausser den Fluchtwegen fehlt nichts. (Bild: Tomas Besmer)

Clubbesitzern aus der Umgebung stammen, der der Boschbar den Erfolg missgönnten.

Doch die VeranstalterInnen von nicht-legalen kulturellen Anlässen legten angesichts dieser Polizeieinsätze die Hände nicht in den Schooss: Mit einem Communiqué informierten sie die «FreundInnen und BesucherInnen untergründiger Bars» über die beiden Schliessungen. Viele reagierten darauf mit Solidaritätsbekundungen. Die Unterstützung ihrer SympathisantInnen nehmen die AbsenderInnen spätestens dann gerne in Anspruch, wenn weitere polizeiliche Interventionen gegen die alternative Kulturszene nach Protestaktionen im grösseren Stil schreien.

Die Boschbar-MacherInnen ihrer-

teres Lokal hat bis Ende Sommer Suspendierung angekindigt. Die wenigen verbleibenden kleineren Bars machen aber weiterhin, ebenso die äusserst aktiven Kultursquats.

Viel Kultur dank wenig Geld

Seit der Liberalisierung des Gastgewerbesgesetzes im Jahre 1998 richteten sich die Verzeigungen wegen illegalen Wirtens grösstenteils gegen Restaurants, welche sich nach einem Wirtwechsel nicht um ein Wirtpatent gekümmert haben. Hin und wieder trifft es aber zudem eine illegale Bar, denn auch wenn man seit der Einführung des neuen Gesetzes keinen Fähigkeitsausweis mehr braucht und die Bedürfnisklausel aufgehoben ist, muss, wer eine Bar eröffnen will, den lärm-, ge-

orte auf den Einsparungen bei Personal und Infrastruktur. Dadurch, dass alle gratis arbeiten und Bands von ausserhalb bei jemandem zu Hause schlafen, können illegale Bars innovative Konzepte umsetzen und noch unbekannte Bands zu sich holen. Gian dazu: «Illegale Bars ermöglichen Dinge, die sonst im öffentlichen Raum nirgends stattfinden können, da an anderen Orten immer Geld zur Deckung von Personal- und anderen Kosten rausspringen muss. Das führt dazu, dass die meisten konventionellen Orte nur sichere Werte buchen und die Bands und Partys nach ihrer kommerziellen Verwertbarkeit aussuchen.» Bei illegalen Veranstaltungsorten läuft hingegen das, worauf die MacherInnen Lust haben, und das darf durchaus auch

→ Musik

Franca Arpagaus

Fragil

Zerbrechlich, und doch stark. Mutig, und doch scheu. So mancher Gegensatz steckt in dieser Musik, die klingt, als hätte Björk allen einen Teil ihrer Musik vermacht.

Dort, wo im Sommer Dunkelheit inexistent ist, sprudelt Kreativität wie das Wasser in den Fjorden. Drei Ausnahmekünstler und ihre Art der Verführung.

Under Byen: Det Er Mig Der Holder Træerne Sammen (2003)

Under Byen, was so viel wie «Unter der Stadt» bedeutet, fällt zuallererst durch Henriette Sennenvaldts brachiale Stimmwucht auf. Flüstern, Wimmern und Seufzen. Eine Stimme, von der man am liebsten Gute-Nacht-Geschichten erzählt kriegen möchte. 45 Minuten zerbrechliche Schönheit. Sphärische Elegie.

Ein bisschen TripHop, elektronisches Gefrickel, eine Prise Sigur Rós,

ein wenig Björk. Under Byen kreieren eine eigene spröde Klangwelt. Nach eigenen Worten wollten sie «nie wie eine musikalische Strömung der Zeit» klingen. So lassen ihre Songs viel Raum und bleiben scheinbar unvollendet. Es eifern Pianissimo mit Streichern um die Wette. Dazu zwei Schlagzeuge und eine Säge.

In Dänemark längst gefeiert, erschien das zweite Album des Oktetts *Det Er Mig Der Holder Træerne Sammen* (zu deutsch: ich bin es, der die Bäume zusammen hält) hierzulande erst im Februar 2005.

Die Texte wurden in der Muttersprache belassen, weil sie auf Englisch nicht



zu funktionieren schienen. Gut so. Auch wenn man keins der Worte wirklich versteht, bleibt ein wenig Liebe zu der Sprache zurück, die durch Sennenvaldts Stimme schlichtweg zauberhaft klingt. Musik wird zum Sprachrohr, Lautmalerei zum Zauberswort.

Abtauchen, schweben, und alles ist gut. Zumindest für einen Moment.

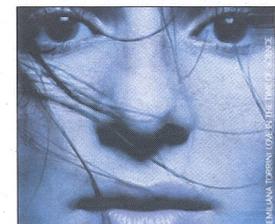
Lampshade: Because Trees Can Fly (2004)

Leuchtend und flackernd wie ein Lampe, so klingt die Musik der vier Schweden. Ein Feuerwerk an explosiven Sounds



wird uns entgegen geschleudert. Direkt und voller Kraft. Keine Schnörkel. Nur viel schöner Lärm. Man lässt Gitarren sprechen. Mal beschwörend leise, dann wieder donnernd laut. Geladene Emotionsausbrüche wechseln sich ab mit verstörender Wehmut. Nie wiegen sie einen in Sicherheit. Song für Song wird eine Geräuschkulisse aufgebaut, die einen packt wie eine Woge. Im Mittelpunkt abermals eine ausdrucksstarke Stimme, welche eigentlich der pure Gegensatz zur Musik ist: Rebekkamaria. Klar, hell und sanft. Und doch scheinen die zwei Pole miteinander zu harmonieren. Wiederum drängt sich ein Vergleich zu Björk auf, der ebenso schnell wieder verworfen wird, zeugt Lampshades Musik doch von anderer Intensität. Dass in Skandinavien alles anders ist und die Bäume

dort angeblich fliegen können, glauben wir ihnen aufs Wort. Kein Ton ist fehl platziert, keiner künstlich arrangiert. Herzstück der Platte ist das gleichnamige Titellied, in dem Rebekkamaria so schön singt: *And you'll take my feet in your hands / breathe life in me again.* Im anfangs regendurchströmten *Plakka plakka* darf sogar der Bassist ans Mikrofon. Auch schön in Szene gesetzt, doch nicht absichtlich in den Vordergrund gerückt, sind die Bläser, welche in *Raindrops* oder *Angel in Stockholm* dezent an der Atmosphäre arbeiten. Ab und zu bimmelt ein Glockenspiel, das mit der kindlichen Stimme liebäugelt. Alles in allem sind uns



die Schweden gut gesinnt, nur kurz wird man wütend. Aber solange so schön geschrieben wird wie in *Adorable void*, lassen wir sie es gerne sein.

Emiliana Torrini: Love In The Time Of Science (1999)

Kürzlich erschien *Fisherman's Woman*, das zweite Album der Italo-Islanderin,

welches spärlich von Akustikgitarre, Klavier und Emilianas Stimme getragen wird. Ein kleiner Gegensatz dazu das 6 Jahre früher erschienene *Debut Love In The Time Of Science*. Damals, gerade mal 22-jährig, wurden ihr schon Vergleiche zur grossen Björk aufgedrückt. Ganz so abwegig sind jene allerdings nicht, denn bei der Produktion sass niemand anderer als Siggi Baldursson, Schlagzeugeur bei Björks alter Band *Sugarcubes*, mit im Boot.

Mit einer Mischung aus TripHop und melancholischem Pop verdreht uns Frau Torrini den Kopf. Verfeinert mit einer glasklaren Stimme, die sich vom ersten Moment an im Ohr festnagelt. Ihre Musik ist ehrlich und vertraut zugleich. Es tummeln sich Synthies mit Breakbeats und Streichern. Verworfene Bässe schlängeln sich durch die Stücke. Hier und da schimmert eine Stina Nordenstam oder Beth Orton durch. Und trotz aller Elektronik in der Musik und Titel versteht es die Isländerin, Wärme zu erzeugen. Sanfte Traurigkeit breitet sich dann dennoch aus, allerdings so schleppend, dass man es kaum bemerkt. Während sie in *Fingertips* noch fröhlich trallert, umarmt uns *Baby blue* mit leichter Schwere. *My heart is in my mouth / but still keeps pounding / between the pleasure and the pain / wishing your life away.*

Eine weitere schöne Platte aus dem Land der Feen und Trolle. Live im Überigen genauso zu empfehlen. Diese Frau kann lächeln – und wie.

HOMESTORY

Glamour statt Gammel

Das Leben in einer grossen WG muss nicht gammelig sein: Eine 6er-WG an der Frankengasse bietet goldfarbene Wände, Dachfenster mit Seeblick, eine Putzfrau und monatliche WG-Ausflüge. Kein Wunder, hat sich sogar Musicstar Salome Clausen für ein Zimmer beworben. Von Katja Baigler

«Salome Clausen hat uns zu Medienpräsenz und Glamour verholfen», sagt Nicole und zwinkert der vergnügten Gäillrunde auf der WG-Terrasse zu. «Plötzlich stand der Musicstar mit einem Journalisten-Team in unserem Wohnzimmer», erzählt die Primarlehrerin, die seit einem halben Jahr an der Frankengasse wohnt. Der 27-jährige Jürg, Hauptmieter der Wohnung, fügt hinzu: «Ihr Vater wollte aber nicht, dass sie einzieht, wahrscheinlich vermutete er hier ein wildes Kommun-Leben.»

Familiäre Gemeinschaft statt freie Liebe
Wie in einer Kommune geht es aber nicht zu und her an der Frankengasse. Von freier Liebe keine Spur. Das bestätigt die 25-jährige Nicole: «Pärchen gibts hier drin nicht.» Nahe stehen sich die sechs BewohnerInnen der Villa trotzdem: Freundschaftlich tätscheln sie sich auf die Oberschenkel und verstehen sich auch ohne Worte. «Das Gemeinschaftsgefühl hast du hier, aber ohne den ganzen WG-Gammel», sagt Nicole während der Führung durchs Haus. «Einmal pro Monat machen wir einen WG-Ausflug. Im Frühling gings nach Göttingen, wo ich herkomme.»

HARD FACTS

Miete: CHF 825 / Zimmer (exkl. Nebenkosten) Ganzes Haus CHF 6000
Grösse: 10 Zimmer
Lage: Kreis 1, Frankengasse
BewohnerInnen: 3 Frauen, 3 Männer, 1 Kater
Dort wohnhaft seit: 2 Jahren

Kunst und Raritäten

Wer an der Frankengasse 30 eintritt, dem kommt ein Duft von Farbe entgegen. Hier ist das Reich von Maler Daniel Schmid und einem anderen Künstler. Wohnen tut Daniel aber nicht hier: «Das könnte ich mir nicht leisten.»

Doch die Miete eines WG-Zimmers an solch begehrter Lage im Zürcher Oberdorf ist bezahlbar: 825 Franken plus Nebenkosten. Auf's Atelier an dieser Lage will Daniel jedoch nicht verzichten: «Die Räume sind ein gutes Sprungbrett für Leute mit kreativen Ideen», sagt er, und nennt den Snowboardflohmarkt, der dank dem Erfolg inzwischen an die Forchstrasse weitergezogen ist.

Nun hofft er, ebenfalls vom Standort profitieren zu können. Der Weitgereiste plant einen Laden mit Gebrauchsgegenständen, die es in der Schweiz nicht zu kaufen gibt, «zum Beispiel Teller aus Blättern». Sagts und macht sich auf den Weg zur Grillparty auf der Terrasse, wo es sich Bewohner und Gäste auf Luftmatratzen und fremden Knien bequem gemacht haben. Zur Stimmung tragen die ETH-Kumpels des 28-jährigen Bewohners Uli bei. Der Elektrotechnik-Doktorand aus Schwäbisch Hall wohnt seit einhalb Jahren in der WG und hat sich gut eingelebt: «Zürich ist cool, vor allem im Sommer.»

Luxus-Zimmer mit Putzfrau

Von der Terrasse gehts rein ins Wohnzimmer mit Küche. «Einmal hätte ich fast den Raum abgefackelt», Nicole weist auf die Brandspuren über dem Gasherd. Einen an die Wand gepinntes Ämtli-Plan sucht man vergeblich, «jeder hat

seine Aufgaben», sagt Jus-Student Jürg, der die WG gemeinsam mit dem 22-jährigen Tsedub im August 2003 gegründet hat. Nicole kümmert sich um das Altglas und den Kühlschrank. «Putzen müssen wir nicht», fügt sie an, «Jürg und Tsedub haben eine Raumpflegerin engagiert.»
Steigt man die Holzterrasse hoch, die

Daneben befinden sich die Räume von Jürg und Uli. Eine Etage höher sind die Wände von Claudia, die als Kindergärtnerin arbeitet, gelb und rot angestrichen. Auch Tsedubs Raum verrät den kreativen Bewohner: Ein Engel wurde an die Wand gemalt.

Ebenfalls auf der dritten Etage befinden sich ein klitzekleines Gästezimmer und die einzige Dusche im Haus – was aber kein Problem ist, da alle zu unterschiedlichen Zeiten aufstehen.

Bitteres Ende des süssen WG-Lebens?
Nebst Kater Isidor gehören eine Infanta-

statt. Die Glocke ist auch zuoberst hörbar, wo sich Nicoles Räume befinden. Die Primarlehrerin bezahlt als einzige Bewohnerin mehr als die anderen, schliesslich hat sie zwei Zimmer mit WC für sich alleine. Die Wände sind golden und violett angestrichen. Blickt man aus dem Dachfenster, sieht man den See. «Es ist zu jeder Jahreszeit schön hier», schwärmt sie. Im Winter, wenn Schnee auf den Statuen der gegenüberliegenden Villa Tobler liegt und natürlich auch im Sommer.

Wie lange das süsse WG-Leben noch anhält, ist ungewiss. Das Haus wird demnächst verkauft: «Bis nächsten April



Die Glamour-WG in Partymontur: Tsedub, Jürg, Claudia, Nicole und Uli. Nur Ariane fehlt.

(Bild: Katja Baigler)

vom Wohnzimmer zu den anderen Räumen führt – und die tatsächlich sauber ist – kommt man zur Galerie. Dies ist eines der beiden Zimmer der 29-jährigen Ariane, die im Managementbereich tätig ist.

fel, ein altes Telefon, ein Gästebuch und eine Glocke zum Inventar: «Damit klingeln wir, wenn alle zum Essen kommen sollen», erklärt Nicole. Einmal wöchentlich findet das Gemeinschafts-Essen

können wir sicher noch hier bleiben», sagt Nicole.

Dann rennt sie die Treppen herunter und fragt die Grill-Gäste: «Wer kommt mit, um im Brunnen zu baden?»

Ü-PARTYS

«Zu alt für den neuen Scheiss»

Was als Notlösung für ältere Semester begann, die sich von der anbrandenden Teenagerschwemme absetzen wollten, ist längst zum verkaufsträchtigen Label im Partydschungel geworden. Sogar im aargauischen 2400-Seelen-Dorf Lengnau gibt es eine: die Ü-Party für Leute über einem gewissen Alter. Ein Streifzug durch Zürchs Nächte mit Altersbegrenzung. Von Michael Koller

Dani steht mitten im Gemimmel. Dass er an einer Ü25-Party ist, weiss er nicht. «Ich gehe so oft in die Toni, dass ich mir das Programm manchmal gar nicht mehr anschau. Und wenn ich es mir anschau, vergesse ichs meist gleich wieder.» Dennoch fällt ihm auf, dass es mehr Leute hat als sonst. Und andere. Darunter gibt es solche, die sich die

Ü-Partys bewusst aussuchen. «Weisst du, manchmal ist es schon angenehm, wenn du nicht dauernd in eine Traube von Teenagern reinläufst. Anfangs nerven sie nur, aber wenns dann mehr Teenager als Leute in meinem Alter hat, fühle ich mich schliesslich selbst fehl am Platz», sagt Nick, vor kurzem 27 geworden. Auch mit der Musik kann er sich andernorts

«nicht anfreunden. «Manchmal habe ich einfach das Gefühl, ich sei langsam zu alt für den neuen Scheiss.»

Für Ina sind Ü25-Partys immer ein spezieller Event. Sie geht meist mit Freundinnen hin, mit denen sie schon seit Jahren im Ausgang unterwegs ist. «Das Coole an diesen Events ist, dass wir immer Bekannte treffen, manchmal sogar Leute, die wir seit Jahren nicht mehr gesehen haben. Ü-Partys sind einfach nicht so anonym.»

Im Anfang war ... der Club Shelter
Der «Club Shelter» in der Kanzelei war

Anfang der Neunzigerjahre eine der ersten Partys in Zürich mit Altersbeschränkung. Der Name «Shelter» war Programm für ein älteres Partyvolk, das sich einer immer jüngeren Klubkultur gegenüber sah; wie notwendig das Angebot war, zeigte seine überaus grosse Beliebtheit. In die Lücke, die sein Ende hinterliess, sprang 1996 das «Kukuk» mit einem Abend für über 30-Jährige. Mittlerweile ist die Altersgrenze auf 28 gesunken, dennoch «ist das Kukuk manchmal ein bisschen sehr Ü», wie die dortige Barkeeperin sagt.

Mittlerweile haben viele Clubs in Zürich, aber auch in Zug, Luzern oder St. Gallen eine Ü-Party im Programm, teils einmal im Monat, teils jede Woche am selben Tag. In Zürich gibts etwa das Mezzanotte im Kaufleuten (ab 30), die Ü25 in der Tonimolkerei, oder die Cele-

breights in Aeschbachers Labor-Bar (Freitag, ab 28). Oft werden die Ü-Anlässe von derselben Gruppe in verschiedenen Clubs mit anderem Namen organisiert. So veranstaltet porta-aperta productions etwa das Mezzanotte im Kaufleuten und auch die Lunatica im Moods. Die Ü-Partys sind zum Label geworden.

«Generation Party» sucht ihre Jugend
Die Flucht der Ü-Partygänger vor den Jüngeren ist aber ebenso die Suche nach Gleichaltrigen (des begehrten Geschlechts natürlich) und nicht zuletzt die Suche nach Vertrautem. So läuft in der Labor-Bar oft Musik aus den 70er- und 80er-Jahren – nicht etwa weil gerade wieder eine neue Retro-Welle ins Haus steht, sondern weil es den Soundtrack der Jugend des Publikums ist. Die Ü25-Party in der Toni wirbt mit «Musik aus der guten alten Zeit», ihr Pendant in Luzern mit «dem gleichen Volk wie damals».

Auch wenn die gute alte Zeit noch gar nicht so alt ist, zeigt das Phänomen der Ü-Partys doch, dass man sich heute bereits mit 30 zum alten Eisen zählt. Gleichzeitig werden die Teenager, die ins Partyleben drängen, immer jünger. Die Altersspannbreite wird grösser, Partys mit Altersbegrenzung tun Not – und kommen an.

Mit der stetig wachsenden Partykultur dürfte die Ausdifferenzierung der Partylandschaft weiter fortschreiten. Vielleicht gibts dereinst auch ÜÜ-Partys (zum Beispiel über 25 unter 30) oder, jenseits des Alters, Monatseinkommen-unter-4000-Franken-Partys (Einlass nur mit definitiver Steuerrechnung). Nur die Ü-Partys dürften noch etwas auf sich warten lassen, vielleicht bis zu dem Tag, an dem die 45-Jährigen zum Schluss kommen: Wir sind noch zu jung für den alten Scheiss.



Feiern ohne doofe Teenies: Über 30-Jährige tanzen die Nacht durch an Partys mit Altersbegrenzung.

(Bilder: Michael Koller)

ERFAHRUNGSBERICHT AUS DER EUROPÄISCHEN STUDIERENDENPOLITIK

Party, Poppen und Bologna

Einige Promille im Blut und mafïöse Verbindungen in der Hinterhand können in der studentischen Politik von grossem Nutzen sein. Zumindest auf dem Europäischen Parkett. Das wurde am letzten Board-Meeting der «National Unions of Students in Europe» (ESIB) deutlich. Wichtige Abstimmungen wurden dort ausserhalb der betreffenden Sitzungen gewonnen. Von Ulla Blume



Die Sitzungsräume sind nur ein Teil des politischen Spielfeldes. (Bilder: Lara Tischler)

«Welcome Lara Lena Tischler. We wish you a pleasant stay», flimmert es mir entgegen, als ich einen der zwei Fernseher in unserem Zimmer einschalte. Mein Gott, ich wusste nicht mal, dass meine Mitdelegierte Lara einen zweiten Vornamen hat. Das First Hotel Marin in Bergen ist da offensichtlich schlauer. Vier Sterne

machens möglich. Das und noch viel mehr: zentrale Lage, Blick aufs Meer, Champagner in der Minibar, Rindsfilet zu Mittag, Sauna, Fitness, Wellness. Nur, frage ich mich, wozu das alles? Bin ich im falschen Film? In einem parallelen Universum? Lara und ich tauschen ungläubige Blicke, doch unsere Mitdelegierten versichern uns: Das ist das ESIB Seminar und Board-Meeting 48, 11.-16. Mai 2005 in Bergen, Norwegen. So sei das halt bei ESIB.

Und hier schickt uns der VSS hin?

Bring your own wine

Unsere dicken Vorbereitungsordner und den Computer unter den Arm geklemmt stürzen wir uns in das dreitägige Seminar, das diesmal aus aktuellem Anlass – in einer Woche treffen sich die Europäischen BildungsministerInnen zu einer weiteren Bologna-Konferenz – dem Thema «Bologna – Stand der Umsetzung» gewidmet ist.

Drei Studien zum Thema werden uns präsentiert, alle interessant, alle mit ziemlich variierenden Ergebnissen. Es macht eben einen Unterschied, ob ein Fragebogen von einer Bildungsministerin oder einer nationalen Studierendenorganisation ausgefüllt wird. Ein Ergebnis einer dieser Umfragen ist das «Blackbook» von ESIB, das anhand von konkreten Beispielen mögliche Missbräuche und Fehlmessungen der Bologna-Reformen Grundprinzipien für Doktoratsstudien, höhere Priorität für die soziale Dimension (sozialer und ökonomischer Background der Studierenden), die Verbesserung der Mobilität sowie internationale Zusammenarbeiten. www.bologna-bergen2005.no

heisst es gibt so viele verschiedene, zum Teil auch falsch eingeführte Systeme, dass von einer Vereinheitlichung keine Rede sein kann. Ebenso uneinheitlich ist das Schweizer Stipendien- und Darlehenssystem. Beunruhigend ist aber vor allem die Tendenz, statt Stipendien mehr Darlehen zu verteilen, damit die Verschuldung der Studierenden zu erhöhen und vor allen sozial schlechter gestellte Menschen ganz vom Studieren abzuhalten. In die gleiche Kerbe schlagen die relativ hohen Studiengebühren und die Tatsache, dass es in der Schweiz keine Sozialeinrichtungen (z.B. Krankenkassen) oder auch nur Rabatte für Sozialleistungen für Studierende gibt. Schliesslich schneidet die Schweiz auch in Sachen studentische Mitsprache im europäischen Vergleich schlecht ab: Studierende sind immer noch nicht in allen bildungspolitischen Gremien vertreten. Wo sie vertreten sind, sind sie dies oft nur in beratender (Alibi-)Funktion und angewiesen auf den Goodwill der anderen.

konspirativen Mienen die Delegierten der skandinavischen Länder. Neben der «Nordic Mafia», werde ich aufgeklärt, gäbe es ja auch noch andere regionale Bündnisse, zum Beispiel die «Bodensee Connection» (Deutschland, Österreich, Schweiz). So sei das halt bei ESIB. «Bodensee Connection»? Davon müsste ich doch wissen. So richtig ernst nehmen kann ich das nicht. Noch nicht.

Eine weitere Überraschung sind die Abende. Lara und ich wollen spazieren gehen. Oder was trinken. Oder einfach schlafen, immerhin dauert das Seminar jeden Tag von 9 Uhr morgens bis mindestens 8 Uhr abends. Aber daraus wird nichts, das Abendprogramm heisst «Room Party», und zwar jeden Abend. Das beste an den Room Partys ist, dass sie nie in unserem Zimmer stattfinden, denn sie enden frühestens 3 Uhr morgens und hinterlassen ein Schlachtfeld in Form von klebrigen Böden, nassen Betten, verschmierten Tischen, verstopften Abflüssen und Riesenbergen von Abfall. Trotzdem, Erscheinen an den Room par-

ein sympathischer Schwede übrigens, lässt ihnen die Zeit.

Zum Beispiel bei den Wahlen: Das Wahlsystem von ESIB ist sehr komplex, damit strategisches Wählen verhindert wird. Nichtsdestotrotz wird strategisch gewählt – und tatsächlich, hier spielen die Room Partys mit dem geschickten Lobbying inklusive verschenkter Zigaretten und Vodka-Flaschen eine bedeutende Rolle.

Zum Beispiel bei den Positionspapieren: Warum verteidigt Schweden jeden noch so misslungenen Satz im Papier über Doktoratsstudien? Aha, die Delegationsleiterin und der Verfasser des Papiers sind seit der letzten «Students Convention» ein Paar, wie süss.

Zum Beispiel bei den Diskussionen: Die Delegierten der skandinavischen Länder sehen beim Thema Chancengleichheit nur noch wenig Diskussionsbedarf, ist ja alles schon ganz toll geregelt bei ihnen. Sehr ruhig sind aber auch die osteuropäischen Delegierten. Liegt das daran, dass sich die Studierendenorganisationen der ärmeren Länder sich so ein schickes Board-Meeting nicht leisten können und deshalb hauptsächlich Delegierte entsenden, die eine Woche First Marin aus der eigenen Tasche zahlen können, dafür vielleicht weniger für Fragen der sozialen Benachteiligung sensibilisiert sind?

Der dritte und letzte Tag des Board-Meetings endet um drei Uhr morgens. Während die meisten TeilnehmerInnen sentimental von einer Umarmung in die nächste taumeln, trinken Lara und ich einen Wodka darauf, dass wir diese Woche überstanden haben. Das nächste Board-Meeting? Nie im Leben!

Obwohl, Kontinuität ist bei ESIB sehr wichtig. Noch wichtiger ist, dass der VSS seine Positionen und die Sicht der Schweizer Studierenden deutlich einbringt. Und schliesslich haben wir auch diesmal trotz all der kleinen Verschwörungen und Intrigen fast all unsere Anträge durchgebracht und im Grossen und Ganzen gute Papiere verabschiedet.

Das nächste Board-Meeting? Also doch.



Room Partys – wichtigstes politisches Instrument mit Kopfweh-Garantie.

Nordic Mafia vs. Bodensee Connection Neben Präsentationen gibt es am Seminar aber auch Workshops zu verschiedenen Themen. Die sind super, weil wir selber aktiv werden können und es in jedem Workshop zwangsläufig eine Lektion in Über-den-eigenen-Tellerrand-gucken gibt – es ist nicht einfach, die Studis aus dem eigenen Land zu vertreten und den Blick für ganz Europa zu behalten. Mein dritter Workshop startet mit einer unangenehmen Überraschung. Der Seminarraum ist verschlossen. Seltsam. Ich hab doch durchs Fenster gesehen, dass da Leute drin sind, zum Beispiel diese schöne Finnin...

Es stellt sich heraus, dass hier gerade eine interne Sitzung der «Nordic Mafia» stattfindet. Unbeeindruckt von Tagesprogramm und Raumreservierungen tagen hier hinter verschlossenen Türen mit

ties ist Pflicht, denn vor allem hier wird Politik gemacht und das Board-Meeting vorgespurt. Und sehr viel getrunken. Kein Wein, kein Bier, nein, unzählige finnische, dänische, litauische und slowakische Spezialitäten, die meisten selbst gebrannt und alle hochprozentig.

Politische Realitäten

Und endlich beginnt es dann, das Board-Meeting 48. Tatsächlich wird das Tagesprogramm noch länger, noch anstrengender, die Parties noch wichtiger. Und mir wird plötzlich ganz viel klar.

Zum Beispiel bei den Abstimmungen: Die «Nordic Mafia» stimmt – egal, um was es geht – einstimmig, manchmal mit leichten Zeitverzögerungen, weil Finnland und Island erst erspähen müssen, wann Schweden und Dänemark die Stimmkarten heben. Die Sitzungsleitung,

ESIB und VSS

ESIB – The National Unions of Students in Europe

ESIB, der Dachverband der europäischen Studierendenorganisationen, hat 50 Mitgliederorganisationen aus 37 europäischen Ländern und vertritt über 11 Millionen europäische Studierende. Seine Hauptaufgaben sind Mitarbeit und Vertretung der Studierenden in europäischen Gremien, wie zum Beispiel der EU, dem Europarat und der UNESCO.

Die inhaltliche Arbeit wird hauptsächlich in den Kommissionen und Arbeitsgruppen, an den Workshops und den European Students Conventions geleistet. Halbjährlich finden Mitgliederversammlungen (Board-Meetings) statt, an denen Beschlüsse und Positionen gefasst werden, aktuell zu: Geistiges Eigentum, Finanzierung von Hochschulbildung, Doktoratsstudien und EU-Regulierungen für Hochschulbildung. www.esib.org
www.esib.org/documents/blackbook.pdf

VSS – Verband der Schweizer Studierendenorganisationen

Der VSS ist die Interessenvertretung der Studierenden auf nationaler Ebene und seit 1983 Mitglied in ESIB. Er kann zwei Delegierte mit Stimmrecht an die ESIB Board-Meetings senden. www.vss-unes.ch

Konferenz der MinisterInnen

Konferenz der europäischen BildungsministerInnen

Die Konferenz der europäischen BildungsministerInnen findet in mehr oder weniger regelmässigen Abständen statt. Sie überprüft die Umsetzung der Bologna-Reformen (Stock Taking) und formuliert neue Ziele und Prioritäten. Die letzten Konferenzen fanden in Prag (Mai 2001), Berlin (September 2003) und Bergen (Mai 2005) statt, die nächste in London (Frühling 2007).

Die aktuellen Ziele und Prioritäten werden jeweils in einem Communiqué festgehalten. Das Communiqué von Bergen beinhaltet zum Beispiel den stärkeren Einbezug der Studierenden, die Verbesserung der Qualitätssicherungssysteme, die Erarbeitung von Grundprinzipien für Doktoratsstudien, höhere Priorität für die soziale Dimension (sozialer und ökonomischer Background der Studierenden), die Verbesserung der Mobilität sowie internationale Zusammenarbeiten. www.bologna-bergen2005.no

INTERVIEW MIT ROGER DE WECK ZU ENTWICKLUNGEN IN DER INFORMATIONSGESELLSCHAFT

Kostendruck versus Unabhängigkeit

Der Publizist und Journalist Roger de Weck hielt im letzten Semester eine Vorlesung an der Uni Zürich. Im Interview spricht er über den Kampf der Medien um knapp gewordene Inhalte und die Gefahr, dass die Gesellschaft durch Informationen zweigeteilt wird. Denn für das Überleben der Demokratie sei es von grosser Bedeutung, dass die Menschen seriös informiert werden. Von Sarah Gemner

Sie sind dieses Semester Gastdozent an der Universität Zürich. Worin besteht Ihre Motivation, Studierende auf aktuelle Entwicklungen in der Medienbranche aufmerksam zu machen?

Roger de Weck: Von meiner Vorlesung erwarte ich, dass ich im Gespräch mit den Studierenden so viel lerne, wie die Studierenden von mir. Und: Öffentliche Selbstkritik ist für die Medienbranche, die ja öffentlich Kritik übt, die Voraussetzung für die Korrektur von Fehlentwicklungen. Schliesslich liegt mir daran, Massstäbe zu vermitteln, wo doch ein Teil der Medien massstablos geworden ist.

Hat die digitale Revolution eine Veränderung bewirkt?

Es gab einen Boom in der Medienbranche, so dass inzwischen beinahe mehr Medien als Inhalte vorhanden sind. Es herrscht ein gnadenloser Wettbewerb um den knapp gewordenen Stoff. Strategien, Inhalte zu beschaffen, reichen von der Dramatisierung zweitrangigen Stoffes bis hin zur Erfindung von Kunstwirklichkeiten à la «Big Brother». Die Medien wer-

Sie nennen den Einfluss von PR, der zum Teil kaum mehr von anderen Inhalten getrennt werden kann.

Etliche Blätter sind nicht ganz unabhängig, ihr Angebot richten sie stark nach den Wünschen der Anzeigenkunden aus. PR-Strategien sind überdies immer professioneller geworden: Von Journalistinnen und Journalisten erfordert das erst recht einen kritischen Geist, um nicht darauf hereinzufallen und dort Grenzen zu ziehen, wo sich wirtschaftliche Interessen über das Berufsethos hinwegsetzen.

Wie steht es um die journalistische Unabhängigkeit, und ist diese in einer Zeit ökonomischen Denkens überhaupt zu bewerkstelligen?

Eine überwiegende Zahl von Journalistinnen und Journalisten beharrt auf ihrer Unabhängigkeit. Es ist die Daueraufgabe eines Journalisten, hier stur zu bleiben. Einst gab es den politisch motivierten Verleger, der Druck auf seine Redaktion übte, auf dass sie diese oder jene politische Linie vertrat. Heute ist es vermehrt die wachsende Kommerzialisierung,

die eine Redaktion dazu verleitet, sich mit dem zu befassen, was zieht, statt mit dem, was relevant ist. Es braucht Standfestigkeit, genau das ins Blatt oder in die Sendung zu bringen, was wichtig ist, und nicht das, was angeblich vom Markt verlangt wird.

Sie beobachten, dass die Phänomene der Personalisierung, des Infotainments und der Medienpädagogik an Bedeutung gewinnen. Was sind die Folgen der so genannten Personalisierung, also des zunehmenden Fokus auf Personen in der Berichterstattung?

Ein Journalismus ohne Personalisierung wäre blutleer. Allerdings geht es dort zu weit, wo alles und jedes personalisiert wird und die hinter der Person stehenden Strukturen und Mechanismen ausgeblendet werden. Die etwas regressive Vorstellung, die im Rechtspopulismus wieder Auftrieb erfährt, dass der starke Mann es richten könne, ist vielleicht auch darauf zurückzuführen, dass dermassen personalisiert wird.

Ein anderes Schlagwort, das im Zusammenhang mit der Medienbranche immer wieder auftaucht, ist Infotainment. Wie ist dieses Phänomen zu werten?

Ich habe wahrlich nichts dagegen, dass eine Information attraktiv aufbereitet wird. Wenn aber im Gewande der Information letztlich Unterhaltung geboten wird, ist das eine Fehlentwicklung. Infotainment hat sich verstärkt, weswegen ein Teil des anspruchsvollen Publikums jene Medien bevorzugt, die mit einer gewissen Strenge und einer hohen Informationsdichte daherkommen.

Sollte angesichts dieser Entwicklungen Medienpädagogik als Schulfach eingeführt werden, um eine reflektierte Mediennutzung zu fördern?

Über die Medienpädagogik hinaus wünsche ich mir, dass Schulen und Hochschulen kritische Geister grossziehen und nicht Rädchen in unserer Wirtschaft und Gesellschaft. Es ist das Verhängnis der Wirtschaft, dass sie in den Chefetagen bestens funktionierende, nicht aber umfassend gebildete und souveräne Persönlichkeiten bevorzugt. Medienpädagogik ist ein Beitrag dazu, sich kritischer mit Medien auseinanderzusetzen: mit Texten, aber auch mit Bildern.

Sie haben sich in der Vorlesung beklagt, dass das Mediensystem oft zur «gnadenlosen Verkürzung von Inhalten» neige. Dies sei angesichts der zunehmenden gesellschaftlichen Komplexität geradezu paradox. Sehen Sie durch verkürzte Berichterstattung die Demokratie gefährdet?

Der heutige Mensch hat mehr Wissen aufzunehmen als früher. So kommt es ihm entgegen, wenn Beiträge knapp sind, damit er eine grössere Wissensmenge aufnehmen kann. Sie aber eigentliches und mithin vertieftes Wissen anzueignen, erfordert lange Texte, differenzierte Analysen und die Lust, verschiedenste Aspekte eines Themas zu beleuchten. Ein Teil der Medien vermittelt Häppchen und versucht gar nicht, nahrhaft zu sein. Ich glaube, dass zum Beispiel auch die EU darunter leidet: Die europäische Einigung ist ein komplexer, unspektakulärer, ereignisreicher und kaum je an «Stars» festzumachender historischer Prozess in



Roger de Weck an einer Europatagung an der Uni Fribourg. (Bild: Charly Rappo)

einem Zeitalter der Massenmedien, die das Komplexe hassen, auf Dramatisierung setzen, Ereignisse viel höher bewerten als die (wichtigeren) Entwicklungen und «Personen-geil» sind. Das ist einer der Gründe, weshalb die EU teilweise schlecht wegkommt.

Welche Zukunft sehen Sie für die Medienbranche?

Es wird eine zunehmende Segmentierung geben. Namentlich das Privatfernsehen muss sich, wenn es Gewinn erwirtschaften will, an das breitest mögliche Publikum wenden. Deshalb ist das Niveau gesunken, durchaus auch mit Ausstrahlung auf andere Medien.

Auf der anderen Seite sehen wir, dass sich Qualitätsblätter behaupten, da ein Teil des Publikums des Einheitsbreis in den Infotainment-Massenmedien überdrüssig geworden ist. Mit Pay-TV wird sich auch beim Fernsehen eine Segmentierung zwischen höherer Qualität und Massenbedienungs noch verstärken. Eine ungute Entwicklung wäre, wenn wir im intellektuellen Sinne eine «Fifty-Fifty»-Gesellschaft hätten: eine Hälfte, die auf der Höhe der Wissensgesellschaft bleibt, und eine andere Hälfte, die mit «Brot und Spielen» abgespiesen und abgelenkt wird.

Gibt es Möglichkeiten, diesen gesellschaftlichen Graben zuzuschütten?

Patentlösungen biete ich nicht. Jede Journalistin, jeder Journalist ist gefordert, für Massstäbe der Qualität und der Unabhängigkeit einzutreten. Und es braucht ein breiteres Bewusstsein im Publikum dafür, dass es für das Überleben der Demokratie wesentlich ist, dass die BürgerInnen qualitativ hochwertige Informationen verarbeiten, um dann ihre Entscheidung zu treffen. Dieses Bewusstsein zu schärfen – das ist ein Hauptziel meiner Vorlesung. Womit wir wieder am Anfang unseres Gesprächs angelangt sind. Und am Ende.

Roger de Weck

Roger de Weck studierte in St. Gallen Volkswirtschaft und begann als Redaktor bei verschiedenen Schweizer Zeitungen. Ab 1983 arbeitete er für die Hamburger Wochenzeitung «Die Zeit». Danach war er Chefredaktor des «Tages-Anzeigers» und – zurück in Hamburg – der «Zeit». Heute ist er Publizist und moderiert die TV-Sendung «Sternstunden». Er ist Präsident des «Institut des hautes études internationales» in Genf, lehrt am Europa-Kolleg in Brügge und ist Dozent an der Universität Zürich.

«Es braucht Standfestigkeit, genau das ins Blatt zu bringen, was wichtig ist.»

den auch zusehends selbstbezogen: Der eine Talkmaster lädt den anderen ein, dieser wiederum lädt den ersten zu seiner Sendung ein...

Sollen also wieder vermehrt Medien für Inhalte anstatt Inhalte für Medien gefunden werden?

Ursprünglich wurde für eine Botschaft das geeignete Medium gesucht. Das verhält sich inzwischen umgekehrt. Das Medium sucht verzweifelt nach Inhalten, nach so genanntem «Content», um den eigenen Stoffhunger zu stillen. Das «Content-Denken» relativiert alle Kategorien. Unter «Content» kann man Journalistisches und Unjournalistisches subsumieren, Unabhängiges und Public Relations, Neues und Altes, Information und Unterhaltung. Mein «kategorischer Imperativ» ist, die Kategorien zu wahren.

Stichworte

Personalisierung: Tendenz in der Medienlandschaft, Argumente durch Personendarstellungen zu ersetzen.

Infotainment: Mischung aus Information und Entertainment.

Medienpädagogik: Vermittlung von Kompetenzen für eine reflektierte Auseinandersetzung mit Medien und einen kritischen Umgang mit Medienangeboten.

Werbung

Bücher Brockenhaus

BÜCHER BROCKY

100'000 Bücher und Schallplatten für
1 - 4 Franken

Ein Erlebnis in Zürich, Aarau, Luzern und Basel

www.buecher-brocky.ch

Bücher-Brocky
Zürich

Mo 10:30 - 18:30
Di 10:30 - 18:30
Mi 10:30 - 18:30
Do 10:30 - 20:00
Fr 10:30 - 18:30
Sa 09:00 - 16:00

Bederstrasse 4
(hinter Bf. ZH-Enge,
Hofeing. Gutenbergstr.)



Wir suchen eine/n RedaktorIn

Als RedaktorIn des «iQ» bist du mitverantwortlich, dass alle drei Monate aus guten Ideen eine Zeitung entsteht. Du organisierst Redaktions-sitzungen, betreust freie MitarbeiterInnen, recherchierst gewissenhaft für eigene Artikel und bastelst daraus sprachliche Meisterwerke. An vier Wochenenden im Jahr produzierst du im kleinen, aber feinen Team das neue «iQ», bestimmst das Layout und trinkst Kaffee oder Tee. Der Aufwand beträgt übers Jahr rund 10% und ist grösstenteils frei einteilbar.

Bewerbungen bitte an: iq@mvzs.unizh.ch oder Medien Verein Z5, Personalabteilung, Rämistrasse 62, 8001 Zürich

Psychologische Beratungsstelle für Studierende der Universität und ETH

Studienschwierigkeiten / Persönliche Probleme
Die Beratungen sind kostenlos und unterstehen der Schweigepflicht.

Beratungen auch während den Semesterferien.
Anmeldung: Wilfriedstr. 6, 8032 Zürich, 01 634 22 80



GESUCHT:

Sonore und engagierte Männerstimmen für traditionsreichen und zukunftsorientierten Chor mit lebendiger Chorkultur.

Informationen unter www.zbc.ch und bei unserem Dirigenten Peter Eidenbenz: 01 915 11 53

IT-Equipment aus zweiter Hand

Laufend interessante Angebote zu Top-Preisen!

- Notebooks
- PC's
- TFT
- Printer
- u.v.m.



- ✓ Geprüft
- ✓ Gesäubert
- ✓ Garantie

www.auctionline.ch



Du hast deine Seminararbeit, deine Lic-Arbeit, deine Dissertation oder auch deinen Roman oder Buch geschrieben: **Jetzt hast du deine eigene Druckerei** (Vorstufe, Druck, Verarbeitung, Versand; Benützungskosten: Fr. 10.-/Std.) Komm vorbei! 1 Kaffee/Tee/Mineral offeriert TELLIT, Cramerstrasse, 8004 Zürich (im Oekotel), (Badenerstr., 1. links), weitere Vorinfos: www.tellit.ch



Telefonieren Sie mit der Sonne. Mit 20 Franken im Jahr betreiben Sie Ihr Handy mit Solarstrom.

Hansruedi Strebelt, Buchhaltung ewz

Der Betrieb Ihres Mobiltelefons benötigt pro Jahr ca. 30 bis 40 kWh Strom. Darin enthalten ist auch die graue Energie für das Mobilfunksystem.

Weitere Tipps: www.ewz.ch



www.zentralstelle.unizh.ch

Arbeitsvermittlung

Seilergraben 17
8001 Zürich
Schwarzes Brett im Büro
arbeit@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 9.30 - 13.00 Uhr
und 14.00 - 16.30 Uhr
www.arbeitsvermittlung.unizh.ch

Bücherladen Irchel

Winterthurerstr. 190
8057 Zürich
Tel. 044 361 67 93
Fax 044 635 64 32
ladeni@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 9.30 - 16.15 Uhr

Bücherladen Zentrum

Seilergraben 15
8001 Zürich
Tel. 044 261 46 40
Fax 044 260 74 91
buch@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 9.00 - 17.00 Uhr
online Bücher bestellen:
www.zentralstelle.unizh.ch

Studentenladen Irchel

Winterthurerstr. 190
8057 Zürich
Tel. 044 361 67 93
Fax 044 635 64 32
ladeni@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 9.30 - 16.15 Uhr

Studentenladen Zentrum

Schönberggasse 2
8001 Zürich
Tel. 044 634 45 23
Fax 044 634 45 26
ladenz@zsuz.unizh.ch
Geöffnet Semester
Mo-Fr: 9.30 - 17.15 Uhr
Geöffnet Ferien
Mo-Fr: 9.30 - 16.30 Uhr

Studentendruckerei Irchel

Winterthurerstr. 190
8057 Zürich
Tel. 044 635 64 37
Fax 044 635 64 39
drucki@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 10.00 - 11.30 Uhr
und 12.30 - 16.30 Uhr

Studentendruckerei Zentrum

Rämistrasse 78
8001 Zürich
Tel. 044 634 45 27
Fax 044 634 45 29
druckz@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 8.30 - 14.00 Uhr
nachmittags auf Anmeldung

Kiosk Irchel

Lichtof Uni Irchel

Kiosk Zentrum

Eingang Dr. Faust-Gasse